



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

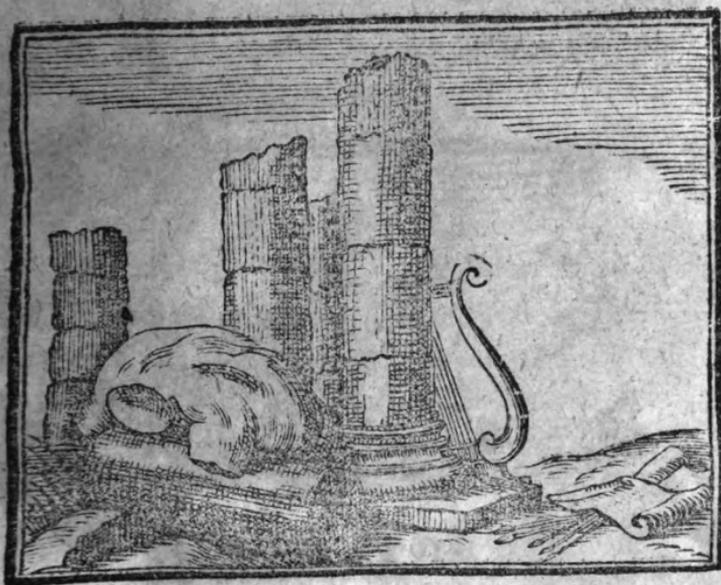
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



GERSTENBERG

W. Schreyer sculp. G. Schreyer fecit.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1793.

In der Dyckischen Buchhandlung.

IV.

Akademie der schönen Redekünste. Herausgegeben von G. A. Bürger, 1790.
(Fortsetzung der im 46. Bande S. 94. abgebrochenen Recension.)

Das zweite Stück des ersten Bandes dieser Akademie wird mit Scenen aus dem Grafen Donamar, einem damals noch ungedruckten Roman, eröffnet. Da der Roman, aus welchem diese Bruchstücke hier zur Probe gegeben werden, seitdem erschienen ist, so halten wir es für unnöthig, etwas darüber zu sagen.

II. Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller. (im deutschen Merkur, 1789. I. S. 283.) Den Eingang dieses kritischen Commentars machen einige Gedanken über das didactische Gedicht. „Der Grund, (sagt der Verf.) weswegen Lehrgedichte, die besten kaum ausgenommen, so wenig gelesen werden, weswegen selbst die meinsten Kunststrichter ihnen nur einen niedrigen Rang in den Dichtungsarten einräumen, ist bekanntlicher: daß der Stoff der Prosa angehört, und nicht durch den Vortrag (eine) poetische Gestalt gewinnen kann. Wenige Leser aber sind für die Schön-

Schönheiten des Vortrags empfänglich genug, um dadurch den Abgang an Bestimmtheit und Vollständigkeit des Unterrichts hinlänglich vergütet zu glauben. 55

Die Erklärung, welche hier von einem als bekannt vorausgesetzten Factum angegehen wird, ist nicht ohne alle Wahrheit; aber, so wie sie hier ausgedrückt ist, reicht sie doch noch nicht aus. Unmöglich kann die Unempfänglichkeit für die Schönheiten des Vortrags der letzte Grund des Kaltsinns der meisten Leser gegen didactische Gedichte seyn, da ihnen jene Schönheiten nur allzu oft die unbedeutendsten Gedanken zu empfehlen im Stande sind. Kann aber der Reiz der Einleitung ohne Werth der Materie allein schon anziehen; warum läßt er kalt, wenn er mit einer schäßbaren und lehrreichen Materie vereinigt ist? warum erregt er oft selbst eine Art von Verdruß und Widerwillen? und zwar bey Lesern von gebildeten Geschmack, die gar wohl wissen, daß man in einem Gedichte nicht den vollständigen Unterricht suchen darf, den ein Compendium der Wissenschaft darbietet. — Dieses kann nicht die Schuld der Dichtung seyn. Der Fehler muß also in der Bearbeitung liegen.

Der Dichter, welcher absichtlich auf den Unterricht arbeitet, oder eine Wissenschaft zum Gegenstande seines Vortrags macht, steckt sich ein Ziel, welches nicht das Ziel der Dichtkunst seyn sollte. Die Dichtkunst ist, wie jede schöne Kunst, ein Spiel der Einbildungskraft, und es ist gut, wenn diese, in ihrer freyen Thätigkeit, Wahrheiten

findet, die dem Verstande ein brauchbarer Stoff werden können. Aber wenn sie diese Wahrheiten absichtlich aufsucht, so geht die Vorstellung der Freiheit verloren, die eine unerlässliche Bedingung für das Wohlgefallen an dem Schönen ist.

Dieses ist der Grund der Regel, das Lehrgedicht müsse den Schein der Methode vermeiden. Denn Methode zeigt den Zwang der Einbildungskraft durch die Gesetze des Verstandes an. Aber was entsteht aus der Beobachtung dieser Regel? Daß der Dichter den Unterricht, den er zu geben verspricht, weder halb noch ganz giebt.

So wie es nun auf der einen Seite für jeden Menschen von gebildetem Geiste etwas sehr erfreulich ist, da, wo er bloße Kurzweil erwartete, bey dem Spiele selbst (für den Geist) zu gewinnen; so ist es auf der andern Seite unangenehm für den Verstand, da wo er Unterricht erwartete, durch ein bloßes Spiel der Phantasie getäuscht zu werden. Die schöne Form kann daher dem Geschmack gefallen, während die Vernunft die Art der Bearbeitung misbilligt, und es wird ein Streit entstehen, welcher dem Genuße schlechterdings nachtheilig ist.

Die meisten didactischen Gedichte, welche einen wissenschaftlichen Stoff bearbeiten, — oder, wie unser Verf. sich ausdrückt, deren Stoff der Prosa angehört — haben den Fehler, daß das feinere Gefühl einen Mangel an Harmonie zwischen dem Inhalt und dem Ausdrücke wahrnimmt. Wenn jener nur ein Werk des Nachdenkens ist, so soll die-

dieser ein Werk der Begeisterung scheinen. Es ist aber sehr schwer, diese Täuschung lange fortzusetzen.

Ganz recht sagt unser Verfasser: Dasjenige Gedicht, in welches die Individualität des Dichters am meisten verwebt sey, scheine ihm, wenn alles übrige gleich ist, immer das bessere.

Ein Gedicht kann schön seyn, ohne zu interessieren, denn die bloße Schönheit läßt kalt. Um den Zweck der Dichtkunst ganz zu erfüllen, muß es auch geistreich, es muß ein Produkt des Genies seyn. Das Genie schließt den Begriff von Originalität in sich, welche nur mit der Einbildungskraft vereinigt seyn kann. Das Wesen der Poesie aber beruht auf der Darstellung der Ideale der Einbildungskraft d. h. auf der Kunst eine individuelle Gemüthsstimmung zum Gegenstande eines allgemeinen Wohlgefallens zu machen.

Der vollkommene Dichter ist also derjenige, in welchem sich Genie und Kunst vereinigt hat. Jenes bletet den Stoff dar; diese giebt dem Stoffe seine Form. Der didactische Dichter, wie wir oben annahmen, welcher seine Materie von dem Philosophen leihet, und sie, als wäre sie ein Produkt seiner Phantasie, in schöne Formen schmelzt, zeigt mehr Kunst und Geschmack, als Genie.

Es ist also ganz wahr, was hier gesagt wird: „Das lehrende Gedicht könne selbst im Stoffe poetisch werden, und die dichterische Behandlung sey dann nicht mehr willkürliche Auszierung, sondern notwendiges Werkzeug der Ideen-Mittheilung“

Und

Und das lehrende Gedicht dieser Art wird dem geistigsten Denker und dem aufgeklärtesten Geiste ein Interesse erwecken, welches, wo nicht an Stärke doch an Dauer, das Interesse jeder andern Gattung bey weitem übersteigt. Wer greift nicht immer wieder nach seinem Horaz? Wer liest die Sermonen und Episteln dieses Dichters nicht auch dann noch, wenn er längst den Geschmack an seinen Dben verloren hat? Die neugierige Jugend verschlingt die Rittergeschichten eines Nicolai; aber seine Episteln liest auch der Mann immer mit neuem Genuß,

Diejenigen Kunststrichter haben also sehr Unrecht, welche dem Lehrgedichte nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten anweisen. Der Dichter verfare nur, wie er soll; als Dichter, nicht als Rhetor. Will er aber den Rhetor machen, so mag er auch mit dem kalten Beyfall vorlieb nehmen, den man schönen Formen zollt, die weiter nichts sind als dieß. Ußens Lehrgedichte haben wenige gelesen; aber seine philosophischen Dben sind in jedermanns Mund. So viel kömmt darauf an, daß sich der Leser des Dichters von der Wahrheit überrascht finde! —

Wir heben noch eine Bemerkung aus der Beurtheilung des Gedichtes, welche wir hier nicht weiter verfolgen können, aus. Sehr gut heißt es unter andern: „Die Ideen in Schillers Gedichte haben, einige Stücke ausgenommen, anschauliche Klarheit und anschaulichen Zusammenhang. Dieses Verdienst ist um desto größer, da er nicht

an der äußern Schale seines Gegenstandes kleben geblieben, sondern in das Innere gedrungen ist, und zwar tiefer als mancher sich brüstende Philosoph. Denn es bedarf wohl keines Beweises, daß anschauliche Darstellung um so schwerer sey, je gefestigter das ist, was dem Dichter vorschwebt. Indessen ist hier gerade der Punkt, wo die Poesie eines so verfeinerten Zeitalters, wie das unsrige, durch eigenthümliche Vorzüge glänzen kann. Je zarter und feiner die innere Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger und leichter die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet, um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grade erweitert sich der poetische Horizont auf der andern Seite: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlich = fühlbare, wenn gleich ätherische Bildung an.“

III. La Valliere, Ludwigs des vierzehnten Geliebte. Ein Aufsatz in der beliebten Manier, welche die Wahrheit der Geschichte in die Form des Romans schmilzt. Aber weder Inhalt noch Vortrag berechtigten diesen Aufsatz zu einer Stelle in dieser Akademie. Die Sprache ist ganz die gewöhnliche Romanensprache, bald trivial, bald gesucht. Man lese folgende Stelle S. 183. Der behörte Jüngling war wirklich willens, sich ordentlich zu heirathen. Selbst der kluge Majorani, von dieser Aussicht berauscht, trat um ein Haar

Haar auf die Fallbrücke. — S. 185. Das Sträfliche eines solchen Verhältnisses empörte von neuem die ganze königliche Familie, und wirklich auch die edle Seele des Königs. S. 189. Aber gerade, weil er sie nicht gesehen hatte, zerarbeitete sich seine Phantasie rastlos an ihrem Bilde. — Trivialitäten genug! Nun noch etwas von der andern Art. S. 189. Eine schlaflose Nacht empfing den kommenden Tag. S. 192. Ihr Gesicht war zu lang, um das Künstleroval zu erreichen: (Würde es das Oval erreicht haben, wenn es kürzer gewesen wäre?) Ihr halbdunkles Haar floß in langen Bogen herab. Ihr braunblaues Auge (Welch' eine musterhafte Genauigkeit! Hier fehlt nichts als ein Citatum des Farbenlexikons! — Dieses braunblaue Auge nun — arrige aures, Pamphile!) warf ein helles Mondlicht (ohé!!) durch lange, schwarze (schwarze? nein doch! halbdunkel müssen sie gewesen seyn,) schattende Wimpern. — Sie lächelte lieblich, sie lächelte noch viel lieblicher. Ein tabelloser Wuchs, ein weichgerundeter Arm, eine kleine Hand, wie aus Elfenbein geschnitten (!!)) ließen den Liebhaber zc. S. 195. Alles irrte in halbnatürlicher Freiheit in den Lustgängen umher, als unvermuthet eine Wolke, der man so etwas nicht zugetraut hätte, in einen Platzregen sich niedergoß. — S. 200. Alles, was man sagte, mußte elegant seyn, und vollends was man schrieb, mußte als Nachtrag zu den Briefen des Voiture gedruckt werden können.

Ob.

Ob wohl bey diesem Nachtrag zum Boittire (man denke, wie neu und zierlich das ist!) dem Verfasser das Gewissen nicht geschlagen hat? — Aber es ist an diesen Proben genug, um die Liebhaber dieses neumodigen Styls aufmerksam zu machen. —

Drittes Stück. I. Bellin, von dem Herausgeber. Die bekannte Geschichte von Joconde, mit der dem Verf. eignen Originalität, in Ottave rime erzählt. Fast mit derselben Leichtigkeit, wie Ariost, in seiner reimreichen Sprache, besiegt Bürger die Schwierigkeiten dieser mühsamen Versart. Eine glückliche, reiche Laune weht in diesem, nur allzukurzem, Versuche, dessen Vollendung jeder Leser wünschen wird. Bisweilen müssen die Reime selbst dem Ausdrucke dieser Laune dienen:

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
Der Rathpapa, nicht allzuviel zu gut;
Beleuchtet sie mit der bewußten Lampe
Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut.
Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe,
Der Collecteur, der Welt zum Besten thut,
Des Nahrungsleiß mit Briefen, unfrankiret,
Die halbe Welt mit Losen bombardiret.

Auch der vorhergehende Panegyrr auf die so oft verschriene Dichtkunst verdient, eben so sehr um der Laune, als um der Wahrheiten willen, die er enthält, eine Auszeichnung:

Man

Man kritte mit den Dichter, wie man wollte,
 Sein Hundsborn seht doch ein edles Blut.
 Die Menschenpflicht klagt er an ihrem Felle
 Wohl nie so arg, als sein Verächter thut,
 Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
 Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön und auf
 Im Ganzen traun! erscheint an Dichterhänden
 Weit minder Schmutz, als in den andern Ständen.

Es herrscht gewiß durch alle Fakultäten
 Der Lehr- Wehr- Nähr- und Zehrbesessenheit,
 Vom Nichts empor, bis zu den höchsten Rätthen,
 Viel Schurferey und Niederträchtigkeit.
 Nie ferne noch die Kasse der Poeten
 Von Rebligkeit und Hochsinn sich so weit.
 Wie oft hat dort der Henker holen müssen!
 Von Dichtern wird man selten so was wissen.

Ein Schluß hieraus kann schwerlich mich betrügen,
 Nicht Geisteslust nur schlärfet der Poet:
 In seiner Kunst muß auch ein Ubel liegen,
 Der in das Herz des Künstlers übergeht.
 An solch ein Herz vertraulich sich zu schmiegen
 Scheint räthlicher für manche Majestät,
 Als von Bezier, von Musti und von Basen
 Anbeten und — verrathen sich zu lassen.

II. Ueber des Dante Alighieri göttliche Comödie. Dante wird jetzt selbst von seinen Landsleuten nur wenig gelesen. Die Schwierigkeiten des Inhalts, die Rauheit der Sprache und Verse schreckt sie ab. Gleichwohl läßt er die Mühe, welche man auf ihn wenden muß, nicht unbelohnt; nicht nur als Dichter, sondern auch gewisser-

fermaßen als Geschichtschreiber. Das Bild seines Zeitalters, aus welchem sich, einige Chroniken ausgenommen, wenige schriftliche Denkmäler erhalten haben, strahlt aus seinem Gedichte wie aus einem Spiegel zurück. Auch führen ihn die italienischen Geschichtschreiber als einen vollwichtigen Zeugen an. Aber eben um dieser engen Beziehung auf die damalige Verfassung seines Vaterlandes willen, muß man einige Kenntniß der Zeiten mitbringen, in denen er schrieb, um ihn mit Interesse zu lesen, und ihn aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen.

Ganz Italien, aber vorzüglich die Lombarden und Toscana, war in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in einer heftigen Gährung. Das Ansehn des Kaisers war fast ganz vernichtet, und kein anderes Band war da, die troßigen Städte zu einem Ganzen zu vereinigen und sie ihre Freyheit ertragen zu lehren. Der Kampf der Guelfen und Gibellinen, des Adels und der Städte, der Städte unter einander, erhielt eine lange Anarchie, während deren sich die gewaltthätigsten und wildesten Leidenschaften auf eine wunderbare Weise entwickelten und stärkten. Fast niemand wußte, ob er ein Vaterland habe; so schnell war der Wechsel der Factionen, und so gewaltsam die Folgen eines jeden Siegs. Auch die beyden Partheyen, wovon die eine das Ansehn des Pabstes und der Kirche, die andre die Rechte der Kaiser zu verfechten schien, kämpften oft nur für sich. Freyheit schrieb das Volk und Anarchie trug es im Sinne.

tige raubten, Tyrannen würgten, Priester trieben Verrath, und der heilige Vater zu Rom war meistens Erzengel der Zwietracht.

Während dieses wilden Kampfes der körperlichen Kräfte, schienen sich die Geister dem Despotismus eines ererbten Schlendrians gefangen gegeben zu haben. Die Pedanterey der Mönche hatte alle Wissenschaften in unnatürliche Formen gezwungen. Die Theologie war auf eine unverständliche Philosophie gegründet; und die Philosophie dieser Zeiten war fast ganz in die Dialektik übergegangen. Die barbarische Sprache, deren sich die Gelehrten bedienten, wäre allein schon hinreichend gewesen, den geraden Sinn für Wahrheit mit unauf löstlichen Banden zu fesseln.

Eine einzige schöne Blüthe des menschlichen Geistes, die Sängerkunst der Provenzalen, war in diesem Zeitalter empor gesproßt. Sie bildete sich etwa anderthalb hundert Jahre vor Dante im südlichen Frankreich. Die toscanische Poesie erhielt ganz ihre Gestalt von derselben. Schon seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dichteten viele in der Manier der Provenzalen, toscansiche Sonnette, Canzonen und Balladen; aber erst kurz vor dem Dante und zu seiner Zeit geschah es mit mehrerm Glück durch Quinicelli, Fra Guittone von Arezzo, Gulbo Cavalcanti, und Messer Cino von Pistoja. Von Dante selbst haben sich eine Menge Lieder dieser Gattung erhalten; und sowohl die feirigen, als manche von den Liedern seiner Zeitgenossen, würden nicht ganz vergessen worden seyn,

hatte nicht Petrarca an zauberlicher Harmonie des Ausdrucks und Reinheit der Empfindungen alle seine Vorgänger so weit übertroffen.

So war das Zeitalter, in welchem Dante lebte und schrieb. Man hat keine gute Biographie von ihm, und die beste Quelle seiner Geschichte sind seine Werke. So erzählt er die Geschichte seiner ersten Jugendliebe zu einem florentinischen Mädchen, Beatrice Portinari, in einem eignen profanischen Werke, welches den Titel führt: Neues Leben des Dante Alighieri. Es ist die Frucht seiner jüngern Jahre, aber schon ganz mit dem Stempel seiner Eigenthümlichkeit ausgeprägt; eine Mischung von Einfalt, Aufrichtigkeit und jugendlicher Schwärmerey.

Seine göttliche Komödie, das Werk, welches seinen Namen von dem Untergange gerettet hat, war zu einem Denkmal für seine Geliebte bestimmt, welche im vier und zwanzigsten Jahre starb. Aber es kamen noch andre Antriebe dazu, welche seinem Werke eine Vielseitigkeit gaben, die man nur bei anhaltender Betrachtung wahrnimmt. Um viele einzelne Stellen desselben, und selbst die ganze Composition, nicht miszuverstehn, muß man den Gang der Schicksale des Dichters immer vor Augen haben.

Der Verfasser dieses Aufsazes rückt hier eine kurze Lebensbeschreibung des Dante ein, welche in den meisten Umständen mit der Meinhardischen übereinstimmt. Indes sucht er den Dichter wegen der beschuldigten Veränderung seiner Denkungsart

zu rechtfertigen. Ob er gleich in dem Schooße der Guelfen geboren sey, so folge daraus noch nicht, daß auch er dieser Parthey habe anhängen müssen. Das erste und einzigemal, da er in öffentlichen Verhandlungen austrat, handelte er als ein patriotischer Bürger, und wenn er sich der Partheylichkeit schuldig gemacht, so wars für die mit den Gibellinen zusammenhängende Parthey; denn aus diesem Grunde ward er verbannt. Ohne Zweifel hatten die Guelfen das größere Recht für sich. So wie die Päbste damals wirthschafteten, war es einleuchtend, daß ihre Einwirkungen in irgend ein politisches System höchst schädlich seyn mußten.

Dante schrieb sein großes Werk während der Leiden seiner Verbannung. Während ihn in der wirklichen Welt der Drang der Sorgen zu Boden zu drücken schien, erhob sich sein Geist und suchte Trost in einem selbst geschaffnen Lande. Die allgemeine Idee der göttlichen Komödie ist sehr einfach und zur Genüge bekannt. Die Einrichtung derselben macht es ihm möglich, der Erzählung fast alles, was er will, einzuwoben und er hat sich dieser Freyheit im vollsten Maaße bedient. Der Prunk, den er mit seiner Gelehrsamkeit macht, ist dem Dichter eines Zeitalters zu verzeihen, in welchem die Wißbegier bey jedem Schritte unendliche Schwierigkeiten zu übersteigern fand, um einen kleinen Schatz von Wahrheiten einzusammeln. Am schätzbarsten ist in seinem Werke die Darstellung der wirklichen Welt, und die häufigen Schilderungen der Menschen, unter denen er gelebt hatte. Die göttliche

liche Komödie ist ein reichhaltiger Nekrolog merkwürdiger Menschen, vorzüglich aus der leztverfloßenen Periode. Er hat viele Namen in ihr verewigt und oft mit einem Worte gebrandmarkt oder verherrlicht.

Wie die göttliche Komödie höchst sonderbar ist im Größten und Kleinsten, in den feinsten Nuancen des Ausdrucks, und selbst in den Reimen nicht weniger, als in dem Plane und in der ganzen Manier der Behandlung, so gab ihr der Dichter auch einen sehr seltsamen Titel. Die Kunstrichter haben viel gestritten, was er sich wohl dabei gedacht haben möge. Er selbst giebt eine entscheidende Auskunft, um die man sich aber, wie es scheint, nicht bekümmert hat. Die Komödie, sagt er, hebt an mit einer verworrenen und unangenehmen Lage, und endigt fröhlich; so schreitet auch mein Gedicht von der Reise durch die Hölle zu den Freuden des Paradieses fort. — Eine göttliche Komödie nannte er sie, weil sie von göttlichen Dingen handelt.

Nach dieser Einleitung läßt der Verf. (Herr A. W. Schlegel) einen Auszug aus dem Gedichte selbst folgen, welcher hier nur bis zum dritten Gesange geht. Er hebt einzelne Stellen aus, die er in Verse übersezt, und durch Erzählung zusammen verbindet. Wie glücklich Hr. S. in seinen Uebersetzungen den Ton des Italieners getroffen hat, wird man aus folgender Probe sehn:

»So bist du der Virgil und bist der Bronnen,«
 Erwidert ich ihm mit verschämter Stirn,
 »Aus dem so voll der Rede Fluß geronnen!

Du der andern Dichter Licht und Preis,
 Gedenk's mir nun, daß ich in deinem Buche
 Geforscht mit großer Lieb' und stetem Fleiß!
 Als Meister muß ich dich und Vorbild loben;
 Du bist's allein, dem ich den schönen Styl
 Verbanke, der zum Ruhme mich erhoben.
 Du siehst das Thier, das fedt mit mir zu habern
 Nicht unterläßt: steh, großer Weiser, mir
 Dagegen bey! mir zittern Puls und Adern.

III. La Valliere, Ludwigs des vierzehnten Geliebte. Schluß.

IV. Panegyrikus oder flüchtige Standrede zu Ehren der wohlloblichen Uebersetzergenossenschaft im heil. röm. deutschen Reiche. Die Ironie in diesem Panegyrikus ist, zumal vorn herein, etwas frostig. Doch enthält er einzelne gute Stellen. Unter diese rechnen wir z. B. folgende: „Viele Gelehrte klagten über den Verfall der wahren Gelehrsamkeit; keiner aber hat noch bemerkt, daß unsre Uebersetzer eigentlich die Säulen sind, die das wankende Gebäude unterstützen. Gelehrt seyn, heißt, mehr wissen als Andre. Wissen ist das Gegentheil von Denken, Wer also mehr als Andre weiß, ohne dabey zu denken, ist ein wahrer Gelehrter. Welch' eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit ist nun nicht die Uebersetzergelehrsamkeit!“ u. s. w. Im Ganzen könnte dieser Gegenstand mit weit mehr Laune behandelt werden, zumal, wenn man die Charlatanerien der Uebersetzer mit in den Gesichtskreis zog.

V. Cx.

V. Cäsar am Rubiko. Monolog. Ein Monolog, wie ihn der Poet an Cäsars Stelle gehalten haben würde. Aber Cäsar? Nein der hatte noch nicht aus dem Seneca gelernt, so schwülstige Tiraden zu dreheln!

Ein jeder Wassertropfen, den dein Fuß
In diesem kleinen Bache trübt, fließt nieder
Zum Tartarus, und lehrt Verdammte, stolz
Sich in die Brust zu werfen, wenn sie nicht,
Wie ich, durch Undank sich versündigten.

Wer wird einem Manne solchen Unsinn in den Mund legen, zu dessen Größe auch eine ganz einfache Art des Ausdrucks gehörte? Wie würde sich dieser treffliche Redner geschämt haben, wenn ihm auch nur in der Hitze des Extemporirens ein Ausdruck entschlüpft wäre, wie dieser:

Bebt das Herz,
Das stillen, gleichen Schlags im Blutgewühl
Des Geistes leisen Flügelschritt nicht störte. !!

VI. Drey Fabeln, welche sich weder durch Erfindung noch Ausdruck empfehlen. Warum heißt der Schwan der Fürst der Wasser? und wenn er in den Wassern herrscht, warum müssen es gerade Bachstelzen seyn, die seinen Gang nicht kdniglich genug finden? Die zweyte Fabel enthält nicht einmal eine richtige Moral. Wir schreiben sie als ein Muster ab, wie man die Fabel nicht schreiben soll:

Ein junger Rappe hob den Adlerkopf,
Und schüttelt ihn und bäumte sich und schlug
Mit allen Hufen wechselnd in die Luft.

»Ei! — sprach ein Esel, der von ferne stand,
Und streckte seine beyden Ohren — »Ei!

»Was doch die liebe Jugend thöricht ist!

»Die Ruhe, schrie er lauter — Ruhe, Freund,

»Sie ist es einzig, was dem Weisen ziemt.«

Das klingt ja, gegenwieberte das Roß —

Wie Wahrheit; — aber — aber — harter Punkt! —

Wie kann ich glauben, was ein Esel lehrt?
